

Illustriertes Sonntags-Blatt

1915. * Nr. 28

ZUR
Amtlichen Taunus-Zeitung.

Verlag von Ph. Kleinbühl in Königstein i. T.

Aus Mangel an Beweisen.

Roman von Gabriele, Baronin von Schlippenbach.

(Fortsetzung)

(Nachdruck verboten.)

Streblin reiste am andern Tage in seine Garnison zurück; er war tief verstimmt. Nun begann er sich nach etwas Passendem umzusehen. Es hieß, den Dienst quittieren, in irgendeinem weltverlorenen Nest im Glücksfall eine Stelle finden. Würde sie ausreichen, um eine Familie standesgemäß zu ernähren? Im Kadettenhause erzogen, besaß Streblin keine anderen Kenntnisse als die zum Soldatenberuf notwendigen; auch fehlte es ihm an Energie und Tatkraft. Nur mittelmäßig begabt, eignete er sich für keine gutbezahlte Stellung. Mühsam lag er auf seinem Sofa.

„Verdammte Geschichte“, dachte er, „wie soll das enden? — Ich bin noch immer rasend verliebt in Margarete und kann sie nicht lassen. Wenn der Alte doch —“ Weiter sprach er seine

gartenstraße, Pferde und Wagen und die meisten Möbel wurden verkauft, die Diensthoten bis auf die alte, treue Trina entlassen. Dann bezogen Stettens eine bescheidene Mansardenwohnung von fünf Zimmern in der Dorotheenstraße. Stetten war in freundschaftlicher, sanfter Stimmung, mit allem zufrieden und für alles dankbar. Ein kleiner Rest des Vermögens war ihnen verblieben; damit und mit der Pension hofften sie weiter zu leben. Margarete nahm eine Stelle als englische und französische Korrespondentin in einem großen Bureau an und arbeitete von früh bis spät.

Was Frau von Stetten in dieser Zeit seelisch litt, ahnte niemand. Es fiel ihr nicht schwer, der glänzenden, gesellschaftlichen Stellung zu entsagen, ihr schlichter, frommer Sinn stand nicht nach äußerlichen Dingen. Sie war ganz Weib in des Sinnes bester Bedeutung, die Liebe zu Mann und Kindern füllte ihr Herz aus. Recht behaglich hatte sie sich in der niederen Stube eingerichtet. Die prunkvollen Möbel, die kostbaren Vorhänge waren verkauft. Alte solide Sachen aus den Elternhäusern der



Internierungslager der Deutschen in Zebdou (Algier).

Gedanken nicht aus. Er fühlte wieder ihre kühlen, schlanken Finger auf seinem Munde und sah ihren entrüsteten Blick.

Stetten hatte den Abschied genommen und war pensioniert worden. Die Familie verließ das schöne Haus in der Thier-

gegatten füllten die Räume; der feine Geschmack Margaretes und ihrer Mutter hatte dabei den Ausschlag gegeben. Die alte Trina war unerfesslich. Sie räumte und kochte; sie tat alles freundlich, und ihre treue Anhänglichkeit zeigte sich bei jedem Anlaß.

Der Arzt, der Stetten behandelte, zog einen stolzen hinst. Ihre Diagnose war: Magentrebs, jene furchtbare Krankheit, die so qualvoll für den Patienten, so herzerweichend für seine Umgebung ist. Sie sagten es ihm nicht, nur seiner Frau, aber der Kranke ahnte sein Ubel und ertrug seine Schmerzen mit mannhafter Geduld. „Laß ihn nicht zu viel leiden“, betete Frau von Stetten jeden Abend, wenn sie zur Ruhe ging.

Und Gott erhörte dieses inbrünstige Gebet. Eine böse Influenza herrschte im Herbst. Stetten erlag ihr, noch ehe die Qualen, die sein Leiden mit sich brachte, ihren Höhepunkt erreicht hatten.

Bernad eilte herbei. Er fand den Vater schon sanft hinübergeschlummert; ein Segenswort für die Seinen hatte er noch im Tode gesprochen.

Auch Streblin kam zur Beerdigung. Er war kein schlechter Mensch, nur charakterlos und schwach. In diesen Tagen der Trauer war er gegen Margarete wieder voll Liebe; seine Briefe waren in der letzten Zeit kurz und trocken gewesen.

Einige Wochen nach Herrn von Stettens Tode ereignete sich die Mordtat, deren Bernad verdächtigt wurde.

Trotz ihres Kammers über den Verlust des Vaters dankte Frau von Stetten Gott, daß dieser das Furchtbare nicht erlebt hatte. Sie war von der Unschuld des Sohnes überzeugt. Mit fieberhafter Unruhe erwartete sie das Ende der Verhandlung.

Es war einige Tage vor Weihnachten. Margarete lehrte müde aus dem Bureau heim; sie stieg langsam die vielen Stufen zu ihrer Behausung empor. Seit der Verhaftung ihres Bruders hatte Hans ihr noch seltener geschrieben, immer kürzer wurden seine Briefe. Margarete hoffte, ihn zu Weihnachten in Berlin zu sehen. „Es muß klar zwischen uns werden“, sagte sie sich, „das ist ein unhaltbarer Zustand.“

Oben brannte schon die Lampe. Die Mutter saß in ihrer Trauerkleidung, mit einer häuslichen Arbeit beschäftigt, am ovalen Tisch. Silberweiß schimmerte ihr Haar unter dem Witwenhäubchen hervor, stiller Kummer lag auf dem feinen Gesicht. Der Tod des Mannes, die Schmach des Sohnes hatten frühzeitige Kummerfalten um den Mund gezogen und die Stirn gefurcht. Hilde saß neben der Mutter und arbeitete an ihren Schulaufgaben. Sie wollte das Lehrerinnenexamen bestehen, um selbständig für sich sorgen zu können. Ihre leichte Auffassungsgabe, ihr treffliches Gedächtnis halfen ihr schnell in der Klasse vorwärts.

„Margarethen, da ist ein Brief für dich“, sagte die Schwester und hielt ihr das längliche, wappengeschmückte Kuvert hin.

Die Mutter hob den Kopf und streifte schnell mit den Augen das Gesicht der Tochter; es lag dabei ein Ausdruck von Sorge auf den Zügen Frau von Stettens.

Margarete wußte, von wem der Brief war. Sie kannte diese langgezogenen, charakterlosen Buchstaben.

In dem Stübchen, das sie mit Hilde teilte, steckte sie die Kerze an, dann las sie:

„Liebe Margarete! Es ist mir leider unmöglich, wie ich Dir versprochen, zu Weihnachten nach Berlin zu kommen, aber ich hoffe, zu Neujahr dort zu sein. Ich habe allerlei mit Dir zu besprechen. In Eile! Dein Hans.“

Das war alles. Kein liebendes Wort, keiner jener zärtlichen Sätze, die früher in seinen Briefen standen und die ihr Herz selig pochen machten. Mechanisch drehte sie die Blätter um, als müßte sie dort noch etwas Liebes finden.

Aber die übrigen drei Seiten waren leer. Sie zerriß den Brief in kleine Stücke und warf diese in den Ofen. Dann saß sie still im Dunkeln, die Kerze hatte sie gelöscht.

Drüben in der Dorotheenstraße waren die vielen Fenster des großen Hauses hell erleuchtet. Dort lebte der reiche Fabrikant Gerstner, dessen Vermögen man auf ein bis zwei Millionen schätzte. Heute gab er wohl wieder eines jener glänzenden Feste, zu denen man sich immer drängte. Equipagen fuhren vor, verhüllte, in helle Abendmäntel gekleidete Damen stiegen aus, Offiziere gingen durch das Portal des reichen Hauses und gallonierte Diener liefen ab und zu. Margarete öffnete das Fenster. Kalte Schneeluft schlug ihr entgegen und kühlte ihr heißes Gesicht. Jetzt erschollen die Klänge eines Walzers; die Paare schwebten an den Fenstern vorbei. Es war derselbe Walzer, der an dem Tanzabend gespielt wurde, als sie sich mit Hans von Streblin verlobt hatte. Die Erinnerung daran packte sie; sie machte das starke Mädchen schwach. Den Kopf in beide Hände legend, weinte sie. —

„Ich muß stark sein“, sagte sie sich, „die Mutter hat sowieso schon viel zu tragen; er ist meiner Tränen nicht wert!“

Sie wusch die heißen Augen und blieb noch einige Zeit im Zimmer, dann ging sie ruhig hinüber und sagte: „Hans schreibt, daß er zu Weihnachten nicht kommen kann.“ — Niemand antwortete darauf, nur Hilde schürzte verächtlich die blühenden Lippen und murmelte etwas vor sich hin, das niemand verstand.

Ja, es war, wie die Leute sagten, echtes, rechtes Weihnachtswetter. Auch über Berlin hatten die weißen, zarten Flocken ein prunkvolles Festgewand gebreitet. Die Häuser trugen hohe Pelzlappen an jedem Mauervorsprung, an jedem Fries hatte der Schnee es sich bequem gemacht und groteske Gebilde geschaffen. Ein leichter Frost bei hellem Sonnenschein ließ die Kälte angenehm empfinden, stärkte die müden Nerven und gab den Menschen jene erhöhte Daseinsfreude, die ein schöner Wintertag mit sich bringt. Reges Leben herrschte in den Straßen Berlins. Autos und Wagen eilten über den Asphalt, der vom Schnee gesäubert war. Die großen Schaufenster erstrahlten in feenhafter Beleuchtung der elektrischen Lampen, Käufer gingen mit Paketen und Päckchen hin und her; das frohe Weihnachtsstreben war in vollem Gange.

Eine schlanke, in Trauer gekleidete Mädchengestalt verließ eben das Bureau des großen Handelshauses Werner & Comp. Es war Margarete von Stetten. Ihr sonst ernstes Gesicht trug heute einen frohen Schimmer. Der Chef hatte die Weihnachtsgratifikationen ausgeteilt, die ihre war über Erwarten groß ausgefallen. Die Zwanzigmärkstücke klirrten hell, als Margarete sie in ihrem Täschchen barg. Noch mehr aber hatten die lobenden Worte des Chefs sie erfreut. Er hatte sie in sein Privatkonto gerufen und ihr gesagt, daß er von Neujahr an ihr Gehalt erhöhen und sie auch als Buchhaltersgehilfin verwenden würde. Erfreut hatte sie einige Worte des Dankes gesagt, da hatte der ehrwürdige, weißhaarige Mann ihre Hand herzlich geschüttelt, sie so gütig angesehen und gesagt:

„Mein liebes Fräulein, die Arbeit ist ein treuer Waffengenosse in schweren Stunden. Ich kenne das Schicksal Ihrer Familie. Es ist anzuerkennen, daß ein Mädchen Ihres Standes, das in so glänzenden Verhältnissen aufgewachsen ist, sich mit solcher Pflichttreue und Energie eine selbständige Stellung geschaffen hat.“

Diese Worte klangen Margarete in den Ohren, als sie jetzt durch die Straßen eilte. Sie wollte für ihre Lieben einlaufen, obgleich sie in diesem Trauerjahre nur ein kleines, bescheidenes Bäumchen machen wollten; die Mutter hatte es so bestimmt.

„Vater hätte es so gewollt“, sagte sie, „Hilde ist noch ein halbes Kind und darf die Festfreude nicht entbehren.“

Margarete trat in ein Pelzwarengeschäft und kaufte für die Schwester eine nette Garnitur: Muff, Mütze und Kragen aus weißem, flodigen Fell. Dann ging sie in einen Blumenladen und bestellte für die Mutter mehrere Töpfe blühender Hyazinthen, Maiglöckchen und Alpenveilchen. Niemand hätte in dem schlicht gekleideten jungen Mädchen die noch vor kurzem so elegant gekleidete Dame erkannt. Margarete hatte den richtigen Takt, wenn sie ihre schönen Sachen im Bureau nicht trug: den kostbaren Pelz, die teure Blüschjade, die sie vorige Weihnachten beschert erhalten hatte. Das paßte nicht mehr zu ihrer Stellung bei Werner & Comp., wo sie als Arbeiterin mit so vielen ums tägliche Brot angefielt war.

Ja, der Chef hatte recht: der treue Waffengenosse in schweren Stunden war die Arbeit. Sie half auch ihr über den eigenen, still getragenen Kummer hinweg, über die drückenden Sorgen um den Bruder, über die veränderten Lebensverhältnisse. —

Frisch und mit geröteten Wangen trat sie in das Zimmer zur Mutter, die eben einen Brief las.

„Mutting!“ rief Margarete erfreut, „denke dir, es geht mir gut!“ Sie erzählte ihre Unterredung mit dem Chef.

Frau von Stetten freute sich mit ihr, aber gleich darauf breitete sich der Schatten, der sie nicht mehr verließ, wieder über ihre Züge. „Wie wird es mit Bernad werden“, sagte sie leise.

Margarete umfing die Mutter mit den starken, jungen Armen und zog ihren Kopf liebevoll an sich. Sie sprachen nicht, sie hatten dieselben sorgenden Gedanken.

Hilde kam hereingestürzt. Noch im Vorzimmer jubelte sie: „Greichen, Mutting, die Schule ist geschlossen, hier meine Zensur!“

Diese war ausgezeichnet ausgefallen. Die Arme der Mutter und Schwester umschlossen Hilde warm.

Dann las Frau von Stetten ihren Brief. Er war von ihrer Schwester, einer alten, unverheirateten Dame, die in Danzig lebte. Sie schrieb, daß sie daran denke, nach Berlin zu ziehen.

Tante Dörchen war den Stettenschen Kindern wohlbekannt. Oft war sie früher nach Berlin gekommen; wenn die Eltern verreist waren, hatte sie Mutterstelle bei ihnen vertreten. Sie war eine verwachsene, alte Jungfer, nicht schön von Angesicht, bis auf die freundlichen, blauen Augen, die das runzlige Gesicht erhellten. Von Hans aus wohlhabend, hatte sie den größten Teil ihres Geldes allmählich bedürftigen Verwandten und Freunden gegeben, immerhin besaß sie noch einen ansehnlichen Rest ihres Vermögens.

Aufrichtig freuten sich Frau von Stetten und ihre Töchter über die gute Nachricht. Sie besprachen, daß Tante Dörchen

das eben leer stehende Quartier auf demselben Platz haben könne; es waren drei Stuben und eine Küche.

Sofort schrieb Frau von Stetten und bat um telegraphische Antwort, um mit dem Hauswirt alles abmachen zu können.

Es schien, als ob dieser ereignisvolle Tag nicht zu Ende gehen sollte, ohne noch etwas Überraschendes zu bringen. Als es dunkelte, schellte es leise an der Vorhaustür; so schnellten die Bettler, die eine kleine Gabe erbat.

Margarete öffnete. In dem Zwielicht erkannte sie den Mann nicht, der vor ihr stand; dann, als sie genau hinsah, der Ruf: „Bern, du bist es!“

Er warnte und trat ein.

Frau von Stetten hatte die Worte der Tochter gehört. Sie eilte auf den Sohn zu und zog ihn in den Lichtkreis des Wohnzimmer. „Bern, mein Sohn, frei, frei!“ Sie rief es jubelnd.

Er war auf einen Stuhl niedergesunken, sein Hut fiel zur Erde. Die Arme der Mutter lagen um ihn, und wie ein müdes Kind lehnte er das Haupt an ihre Brust; ein tränenloses Schluchzen erschütterte ihn. Margarete stand an seiner anderen Seite und Hilbe kniete vor ihm; alle seine Lieben hatte er wieder.

„So sprich doch, mein Junge“, flehte die Mutter ängstlich.

Er kämpfte schwer mit sich.

Endlich rang es sich mühsam über seine Lippen:

„Ja, Mutter, Schwestern, frei aus Mangel an Beweisen.“

Niedererschmetternd fielen die Worte auf die noch eben froh Erregten.

„Komm“, sagte Frau von Stetten, „wie kalt du bist, du sollst dich erwärmen, Trina soll gleich Kaffee machen, Gretchen Sorge dafür.“

Nun saßen sie unter der Hängelampe im Speisezimmer. Bern sieht sich mit müden Blicken um. Wie lieb und vertraut ist alles! Das sind die alten Möbel aus seiner Kinderzeit. Das ruhet ihn so traulich an nach der öden Zelle, in der er die letzten Wochen gewesen. Seine Augen fallen auf das große Bild seines Vaters. Da bricht ein Stöhnen aus seiner gequälten Brust, und er verbirgt den Kopf in beide Hände.

Wie verändert ist ihr stahlkräftiger Sohn: die stahlkräftige Gestalt zusammengefallen, die Hände abgemagert, in den Augen der Ausdruck der Verzweiflung und in dem dunklen Haar weiße Silberfäden.

„Was haben sie aus dir gemacht, mein armes Kind“, sagte die Mutter weinend.

„Einen gebrochenen Menschen! Einen, der nie wieder das Haupt frei erheben darf!“ ruft Bern aufspringend. „O Mutter, hätten sie mich lieber zum Tode verurteilt, ich hätte es ihnen gedankt!“

Frau von Stetten zieht ihn auf den Stuhl zurück.

„So darfst du nicht sprechen, mein Junge. Wir glauben an deine Unschuld, sie wird an den Tag kommen — früher oder später.“

Er schüttelte müßlos den Kopf.

„Nein“, sagte er mit schwerer Betonung, „nein.“

Sie haben den Sachverhalt in den Tagesblättern gelesen, sie wissen alles.

Endlich, nachdem er sich etwas gefaßt hat, raßt Bern sich auf und erzählt den Seinen folgendes:

„Ich traf den Waldhüter Tschibulski um elf Uhr am 20. Oktober im Walde von Gravnika. Schon lange hatte ich den Mann aufs Korn genommen wegen seiner Niederlichkeit und Trunksucht, auch war er dringend verdächtig, Wildddieberei zu treiben. Schon einige Male waren wir hart aneinandergeraten, doch hatte ich mich bisher immer beherrscht und meine Heftigkeit überwunden. Seit gestern vermisse ich meinen Hirschfänger. Es war mir ein schmerzlicher Verlust, weil der Vater ihn mir beim Antritt meiner Stelle als Bolontär geschenkt hatte; mein Name befand sich auf dem Griff eingraviert. — Als ich unweit der Landstraße am 20. Oktober den Tschibulski traf, kam es zwischen uns zu einem Wortwechsel. Ich warf ihm vor, daß er ein Wildddieb sei und auch sonst ein Vüderjahn. Wir sprachen laut und heftig. Da sah ich den Pferdehändler Schmuhl vorbeifahren, der mußte den Streit gehört haben. Ich war nahe daran, den Tschibulski zu schlagen. Du weißt ja, Mutter, wie heiß mein Zorn empowallt, aber dieses Mal zügelte ich ihn; ich dachte an dich; du warst mein Schutzengel. Ich beschloß im stillen, bei dem Inspektor vorstellig zu werden, daß er den wüsten Menschen fortjage. Ich hatte an dem Tage viel im Walde, ziemlich weit von der Landstraße, zu tun. Ich hatte es eilig, darum ließ ich den Tschibulski stehen und ging meiner Arbeit nach. Wie es meist bei so heftiger Erregung bei mir zu sein pflegt, bekam ich Nasenbluten; auch das wurde zu einem gravierenden Verdachtsmoment gegen mich. Ich muß wohl mein blutbeflecktes Taschentuch aus Versehen vorbeigekickt haben, man fand es später, etwas von der Stelle entfernt, an der ich den Waldhüter getroffen; mein Rock hatte ebenfalls einige Blutflecken bekommen. Ich war bis zur Dämmerung allein im Walde mit dem Bezeichnen der gefälltten Stämme, dem Notieren

der selben und den Vermessungen beschäftigt. Auch sah ich Wildfährten, und da ich ein leidenschaftlicher Jäger bin, warnte ich ihnen nach. Als ich nun ahnungslos nach Gravnika zurückkehrte, da — da — wurde ich verhaftet. Man hatte die Leiche gefunden, mein Hirschfänger lag nebenbei, man fand auch das blutige Taschentuch — alles zusammengekommen: ich war der Mörder!“

Erstöpft schwieg Bern und starrte vor sich hin.

Es ist später Abend. Nun ist Stetten in seinem Zimmer und blickt hinaus. Am Himmel strahlen die Sterne, aber kein Licht fällt in die wunde Seele des Mannes, dem die Ehre abgeschnitten ist, jenes hohe Gut des Menschen. — Er fühlt eine bleierne Müdigkeit. Ach! Schlafen! Vergessen auf kurze Zeit wenigstens! Er entkleidet sich langsam. Über seinem Bett hängt der „tröstende Christus“, der den vor ihm knienden Jüngling liebevoll umfängt. Himmlische Milde leuchtet aus des Heilandes Zügen.

„Das hat die Mutter getan“, denkt Bern.

Seine Kammertür öffnete sich vorsichtig. Sie steht vor ihm seine gute, treue Mutter. Er streckt die Arme nach ihr aus. Da kniet sie an seinem Bett nieder und betet mit ihm, wie sie es einst mit dem Knaben getan. Etwas wie Friede kommt in sein zerissenes Gemüt, als sich die milde Frauenhand segnend auf seinen Scheitel legt.

Sie bleibt noch eine Weile bei ihm, bei ihrem armen Kinde, bis er einschläft. Dann löst sie das Licht und tritt an das Fenster. Ein heißes Flehen ringt sich empor, ein heißes Flehen, daß der Herr droben die Unschuld ihres Sohnes ans Licht bringen möge.

Bald nach dem Weihnachtsabend erkrankte Bern an einer schweren Influenza mit hohem Fieber und besorgniserregende Erscheinungen. Er war während der vorangegangenen Tage still und in sich gefehrt gewesen; eine große Apathie war über ihn gekommen. Er glied einem Menschen, dem der Lebensnerv durchschnitten ist und der den Mut zum Weiterleben nicht mehr besitzt.

Sorgenvolle Tage folgten, die Mutter und die Schwestern pflegten ihn aufopfernd. Die große, seelische Erregung, die Erfüllung nach dem Schluß der Gerichtsverhandlung, das Liegen im Schnee, endlich die lange Nachtfahrt mit dem auf jeder Station anhaltenden Zuge, zuletzt die vielen Stunden des Wartens in Berlin, bis das Dunkel ihm kein Erkennen durch frühere Bekannten brachte, das alles hatte ihn auf das Krankenlager niedergeworfen. Er war oft nicht bei Besinnung, redete wirres Zeug, und die letzten Vorkommnisse spielten eine Hauptrolle in seinen Fieberphantasien.

Der herbeigerufene Arzt war einige Tage ernstlich besorgt; endlich schien Besserung einzutreten. Eines Morgens erwachte Bern, die hohe Temperatur war gesunken, und er blickte klarer um sich. Die Mutter beugte sich über ihn und strich liebevoll über sein eingefallenes Gesicht.

„Nun, mein Junge“, sagte sie, „es geht gottlob besser, aber es waren schlimme Tage, es hätte böse enden können.“

Er schloß leise, dann sagte er mit müder Stimme:

„Hätte ich doch sterben können! Warum riefst ihr mich zum Leben zurück, Mutter?“

„Still, still, mein Kind“, tadelte Frau von Stetten. „Denkst du denn nicht an mich? Nein, nein, ich kann dich nicht hergeben!“

Er lag eine Weile still da und blickte zu dem Bilde des tröstenden Christus empor; seine Lippen bewegten sich wie im Gebet.

Es war am Silvestertage gewesen, als es am bedenklichsten um Bern gestanden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Scharfschütze.

Kriegserzählung von Max Karl Dittcher-Chernik.

(Nachdruck verboten.)

Krieg, bist ein ernster Gesell! — Bringst Leid und Weh über Welt und Menschheit, und wo du ein Lachen siehst, einen Frohsinn spürst, wischst du mit deiner breiten rohen Faust drüber hin und machst es stumm, das Lachen, und löschst den Frohsinn aus und sehest Tränen an ihre Stelle. Krieg, bist ein vornehmer Gesell! — Alles duckt sich und beugt sich vor dir — Gekrönte und Knechte sind deinem Willen untertänig und fürchten deine Faust und die deiner Gefolgschaft.

Gast finstere Trabanten, und wo sie durch die Gänge streichen, da flüchtet alles in wider Hast in Schlucht und Kluft, und was zurückbleibt, blickt mit scheuem, schiefem Blick nach ihnen — und stirbt dahin. Rot und Tod, Hunger und Seuche — das sind die finsternen Herren deiner Gefolgschaft, und Wüstenei und Trümmerstätten, Grabhügel und Brandsäulen zeigen ihren Weg, den sie gegangen. Krieg, bist ein finsterner, ernster Gesell!

Das fand nun Karl Ferdinand Traugott Wurmbeißer nicht. Sei es nun, daß sich das Schicksal ob seines sonderlichen Namens bei seiner Geburt gefreut und ihm ein riesengroßes Bündel Froh-

him in die Wiege gelegt, aber sei es, daß Karl Ferdinand Traugott nebst einer alten, schwarzen Holzlade und eines kleinen verräuderten Bildes von Prinz Eugen, dem edlen Ritter, von seinen Vätern wirklich nichts weiter geerbt hatte als unverständlichen Humor und ein nie verzagtes Herz, — kurz, Herr Wurmbeißer war allzeit fidel, wußte nicht, was Not und Sorge ist, denn er machte sich weder das eine noch das andere, und wer in sein ewig lachendes Antlitz sah, dem schien das Leben doch nicht so trübsalig zu sein, als der gewöhnliche Sorgenmensch stets denkt.

Karl Ferdinand Traugott Wurmbeißer war kaum ein Meter fünfzig groß, stammte aus Oberfiedelbach im Gebirge und war seines Zeichens Barbier und Haarschneider.

Ein Armhäuslerbub, der nie Vater und Mutter gekannt, war er in seinen Kinderjahren von einem Bauern zum andern geschubt worden, bekam hier ein Süpplein und dort einen Apfel, und fand für sein kleines, schwächliches Körperchen überall einen Winkel zum Unterschlupf.

Er lebte sich selbst zur Freude, pfiß und sumnte den ganzen Tag, — stand sich mit dem alten Dorfschulmeister gut, weil er ihm die Gänse hütete und weniger Apfel stahl als die andern Dorfbuben, und ging bei Fridolin Scherer, so hieß der Herr Magister, immer aus und ein und lernte bei ihm mehr, als er

andere Menschen austauschen und sagen: „Wozu brauchst du dummer Bub Französisch zu lernen?! Wirst doch bloß mal ein dummer Bauernknecht!“ Und überall im ganzen Dorfe war



Einzug deutscher Soldaten, mit Maschinengewehr auf dem Rücken, in ein polnisches Quartier.

Karl Wurmbeißer behilflich und gefällig. Dem Schneider trug er die fertigen Hosen aus und dem Bäcker die Semmeln, und so bekam er hier einen Broden und da etwas, und was er fand, das sammelte er und trug es zum Verkauf von dannen. Besonders hatte er es auf altes Eisen, wie Nägel und Hufeisenreste, abgesehen, und was er fand, trug er zum Schmied, und die Pfennige, die er dafür bekam, sparte er und in Jahr um Jahr wurden aus diesen Pfennigen Mark und Taler, und schließlich, als er die erste heilige Kommunion empfing, waren aus seiner Pfennigsammlung zehn harte Taler geworden. Und als er nun der Schule entwachsen war, fragte ihn Schulze: „Ja, Knirps, was willst du nun werden? Bist kaum drei Käse hoch und dürr wie Scheuergras!“ Und als ihn das Büschlein treuherzig

anschaute, sagte er: „Kannst weder Schmied noch Knecht werden. Ich wüßte ja was, aber ob's für dich taugt, das weiß ich nicht.“ „Und das wäre, Herr Vormund?“ „Ein Schneiderlein. Bei Meister Fink in Niederichwalbach, da könnt ich dich unterbringen.“



Eroberung einer französischen Fahne. Nach einer Zeichnung von Walter Heubach.

eigentlich als Armhäuslerbub beanspruchen konnte, ja sogar einige Broden Französisch, die er hernach im großen Krieg recht gut gebrauchen konnte und wodurch bewiesen wurde, daß einer in der Jugend nie zu viel lernen kann, selbst wenn ihn unver-

Da lächelte Karl Ferdinand Traugott Wurmbeißer und zog ein schiefes Maul, dann sagte er: „Mit Verlaub, Herr Vormund, aber zu Meister Fink spür ich schon weniger Lust. Der haut! Ja, ja, der haut! Und die Elle ist alleweil gar so hart. Aber wenn



Vom neuesten Kriegsschauplatz: Italienische Alpenjäger im Hochgebirge.

der Herr Vormund nichts dagegen hätten, ein Barbier und Haarschneider tät ich schon werden."

Und so kam er nach Kirchstein, dem Kreisort, und der Schulze und der Magister, der ihm seine zehn Taler im Schnupfstuche nachtrug, und sein altes verräuchertes Bild von Prinz Eugen, dem edlen Ritter, das Erbe seiner Väter, das der Knirps durch-

aus nicht missen wollte, gingen mit ihm von Vader zu Vader und keiner mochte das kleine Bürschlein aus dem Armenhäusle von Oberfiedelbach in Brot und Lehr nehmen. Da setzten die beiden Herren den kleinen Wurmbeißer im Gasthof zur „Blauen Libelle" ab und machten sich auf, bei einem Kaufmann oder sonstwo für den Armenhausesterbuben eine Lehrstelle zu finden.



Vom Ziegelarbeiter zum Leutnant.
(Mit Text.)

Dem kleinen Buben aber ward im Gasthause bald die Zeit zu lang. Er sah sich nun die schöne Kreisstadt ein wenig an und kam just gerade dazu, wie ein großer, wilder Fleischhund ein kleines zehnjähriges Mädel ansah und es zu Boden warf und wohl arg zugerichtet hätte. Aber Karl Ferdinand Traugott, der sich noch nie vor einem Hund gefürchtet, sprang dazu, und da

Frauenverein zu Oberfiedelbach gestiftet.

Dem Ritter war bange, denn der Herr Vormund kam hinzu, und da er noch immer keine Stelle hatte für Jung-Wurmbeißer, machte er ein gar grimmig Gesicht, und da er die neue zerfetzte Hose sah, schwoß seine Zornader gar gewaltig.

Aber unverzagte Ritterlichkeit hat sich noch immer gelohnt! Der Vater des von Karl Traugott Ferdinand erretteten Mädels kam hinzu, und siehe da, es war der Theater- und Hoffriseur Alois Winter. Der nahm jezt den waderen Helfer zu sich in sein Haus und von ferne folgten Schulze und Magister.

Als der dankbare Vater vernahm, daß das Bürschlein Barbier werden wolle, schmünzelte dieser und sagte: „Da kann Rat geschafft werden. Wenn dir der Hof- und Theaterfriseur Alois Winter als Prinzipal nicht zu gering ist, so tritt nur ein bei ihm."

er auch keine Waffe und keinen Stod hatte, hieb er mit dem langen Strumpf, in dem die zehn harten gewaschenen Taler steckten, gar heftig zu und kämpfte wie weiland Jung-Noland gegen den Riesen, bis ihm große Leute zu Hilfe kamen.

Das Mädel aber kam mit dem Schrecken davon und er mit einer blutigen Hand und einer zerfetzten Hose.

Ei weih! Und es war doch seine Sonntagshose, von dem



Professor Hermann Anasfuß †.
(Mit Text.)



Ein deutsches Reserve-Jägerbataillon im Osten geht in Stellung.

Und Herr Alois Winter hat es nie zu bereuen brauchen, daß er den Oberfiedelbacher Armenhäuserbub zu sich in Brot und Lehr genommen. War ein feiner Lehrbub, flink und gewandt, und anständig und geschickt, hatte auch das Maul nicht in der Tasche, hing es aber auch nicht auf die Latten und ließ es schnattern — war ein ganzer Kerl und fidel — fidel!! Ihr macht euch keinen Begriff.

Jeder der Kunden, sei es nun, daß es der Herr Kreisrichter oder der Herr Exekutor oder der Hofvieharzt war, alle, alle wollten von Wurmbeißer geschabt sein oder ihren Galascheitel von ihm gezogen haben.

Und als gar im Jahre 1911 die prinziplichen Herrschaften auf Schloß Kirchstein kamen und der Lehrbub Wurmbeißer schon längst den Gefellenbrief in der Tasche hatte, da mußte er sogar zwei Wochen lang alltäglich auf das Schloß, dem hohen Herrn seinen durchlauchtigen Bart abzuschaben, und Dienerschaft wie Hofleute hatten ihn gern und nicht zuletzt die prinziplichen Herrschaften selbst, denn er war keiner der Schüchternen, die vor Nabudelei nicht zu Worte kamen, sondern er war frisch und frei in Wort und Benehmen und spakste gerade so, wenn er Seine Durchlaucht rasierte, als sei es Doktor Brinkmann, der Landarzt, den er unter dem Messer habe, oder der lustige Roßtäuscher Wiedemüller.

Daß er von so auffällig kleiner Statur war, schien ihm nicht den geringsten Kummer zu bereiten, und wenn er von großen Kameraden aus der Kunst wegen seines Zweiiellenmaßes gehänselt wurde, da lachte er die Spötter aus und rief:

„Ja, Kinders, klein bin ich wohl, dafür werde ich aber auch nicht Soldat! Und ihr, ihr spaziert zwei Jahre in Samaschen umher oder gar drei und müßt euch von jedem Korporal einen Gel heißen lassen.“

Und als er zur Stellung ging, der Knirps, und die Großen und Starcken ein finster Gesicht machten, da lachte er und riß Wize und sprudelte vor guter Laune. Wußte er doch, daß die preussische Kommission solche Knirps wie er verächtlich zurückschieben würde.

Wußte er es wirklich?! Oder wußte er nicht, daß die Nachbarn jenseits des Rheins und des Kanals und die Russen im Osten schon längst ein mißgönig Auge oder deren zwei auf Deutschlands aufblühenden Wohlstand geworfen, und daß alle die Edlen im Westen und Osten und in Britannien herzlich gern einmal in Berlin gestrichelt hätten?!

Und wenn Deutschlands Nachbarn schlechter Laune sind, dann braucht Seine Majestät Soldaten!

Also Karl Ferdinand Traugott Wurmbeißer kam auch an die Reihe, sich der Kommission zu zeigen.

Wie alle anderen auch, mußte er in das Nebenzimmer vom großen Saal im Gasthof zur „Blauen Libelle“.

Weiter, wie er war, und lustig wie ein Laubfrosch zur Himmelfahrt, kam er vor die Herren hingesprungen.

Der Wachmeister verlas: „Karl Ferdinand Traugott Wurmbeißer, geboren am 21. August 1894 in Oberfiedelbach. Barbiergehilfe in Kirchstein.“

„Wie heißen Sie?“ fragte der Oberarzt.

„Wurmbeißer, Herr Generalarzt.“

„Na, na, mein Sohn, laß mich nicht so plötzlich avancieren! Möchten Sie gern Soldat werden?“

„Möcht schon, aber es geht halt nicht.“

„Oho, Herr Wurmbeißer.“

„— Beißer, Herr Stabsarzt, — bloß — Beißer.“

„Na, ja, dann Wurmbeißer. Also warum geht es nicht?“

„Ich bin zu klein.“

„Klein — aber fein! Und Majestät freut sich auch über einen kleinen Soldat, wenn er nur brav ist!“ Und als er ihn untersucht hatte, rief er dem Schreiber zu: „Tauglich! Füsilierregiment Nr. 1.“

Und nun stand er wieder draußen unter seinen Kameraden. Und ihr meint, er sei ganz zerschmettert gewesen ob seiner Aushebung?! Da kennt ihr Karl Ferdinand Traugott aber schlecht. Gelacht hat er — gelacht über das ganze Gesicht und hat darum getanzt und gejubelt: „He, ich darf des Königs Rod tragen! Ich darf mitmarschieren und an dem kommenden Krieg teilnehmen.“

Zwei Tage vor dem Einrücken in die Kaserne.

Auch Leberecht Merkel, der Fleischergehilfe und Freund Wurmbeißers, war ausgehoben worden. All die letzten Tage von der Aushebung an bis zum Einrücken war der Fleischergehilfe trübsinnig gewesen. Nicht, weil er die Soldaterei fürchtete, nein, er hatte ein altwäldlich Mütterlein daheim im Bergdörfel, dicht bei Oberfiedelbach. Das mußte er erhalten, wie es eines Kindes verdammte Pflicht und Schuldigkeit ist, und wußte nun nicht, wie er dem Mütterlein auch fernherhin etwas zum Weihen verschaffen konnte. Und sein Gesuch um Befreiung vom Militär war abgelehnt worden. „In Rücksicht auf die erschwerte politische

Voge und den erhöhten Bedarf von Mannschaften abgelehnt.“ So hatte in dem auf das Gesuch zurückgekommenen Schreiben vom Kreisamt gestanden. Und wenn der Freund in Not und Sorg, dann blieb auch dem guten Wurmbeißer das Lachen in der Kehle stecken. Und er ging am vorletzten Abend vor dem Einrücken zu Freund Leberecht Merkel und hatte ein gar gewichtig Päcklein im Hosensack.

„Nun sei mal nicht mehr traurig, Leberecht, und freu' dich auch ein wenig auf die Soldaterei.“

„Gast gut reden, Karl! Du hast keinen Anhang, sagst: Ahe, Herr Meister, ade, Frau Meisterin! und ziehst fort. Aber ich, aber ich?! Die eriparten dreißig Taler hab' ich dem Moser-Schmied gegeben, dem das Häusle gehört, darinnen Mutter wohnt, und vier Jahre will er sie für das Geld drin wohnen lassen. Nun hat sie wenigstens ein Dach überm alten, grauen Kopf. Aber leben muß sie halt doch auch, und was soll ich von meiner Löhnung sparen?“

„Geh', davon kannst du nichts sparen. Aber leben soll's Mutterle, wenn auch nicht in Saus und Braus. Schau, hier bring' ich dir mein Gespartes, 's sind hundertundein Taler. Einen Taler nehm' ich davon weg, das ist der, den mir seine Durchlauchtige Gnaden der Herr Prinz geschenkt hat, als ich ihm vor zwei Jahren den Bart geschabt hab. Es soll ein Andenken sein. Aber hier, die hundert nimmst du und schaffst sie morgen hinaus zum Mutterle, gibst neunzig Taler dem Schulzen für drei Jahre Kost und zehn Taler für eine Kleidung. Da kann er nicht maulen und vom Armenhaus sprechen! So, nun leb' wohl und grüß' mir das Mutterle, und übermorgen in der Kaserne auf Wiedersehen.“

Und er stülpte das Sacktuch um und klirrend rollten die harten hundert Taler auf den Tisch, und ehe der Freund seinen vor Staunen aufgerissenen Mund zuklappen konnte, war Wurmbeißer hinaus und fort.

Nun stand er auf dem Kasernenhof, ob seiner Kleinheit der zwölften Kompanie zugeteilt, und fand das Soldatenleben einzig schön. Erst lernt er laufen wie ein Baby, Schritt um Schritt, dann lernt er marschieren: links zwei, links zwei, links zwei, drei, vier. Hei, wie die Beine flogen und wie das Erdbreich dröhnte, wenn auf den Schlag der großen Trommel allemal hundert und aber hundert linke Beine niederstampften!

Freilich, leicht war der Dienst nicht, aber dafür ist eben Soldaterei auch keine Sommerfrische und Erholungskur, so dachte er.

Und wenn der Herr Korporal einmal wettete und sie alle aufstehen wollte, da zog ein so seliges Lächeln, nicht ein hämisches oder häßliches, das da reizt, über Wurmbeißers freundliches Gesicht, daß der Herr Korporal mitten in seinem Horneschwall innehielt und einen großen Punkt hinter seine Strafpredigt machte und halb in Wut und halb in Zufriedenheit den Rekrut Wurmbeißer ansah: „Du, Seifenpatich, dir geht's wohl recht gut?“

Und der Rekrut antwortete stramm: „Jawohl, Herr Sergeant!“ Und das Ungewitter war vorüber und Wurmbeißer dachte im stillen: „Warum soll ein Korporal nicht auch mal schlechte Laune haben?! Geht's ihm doch nicht gar so gut, denn Ärger gibt's viel bei dreißig Rekruten, dafür aber gar wenig Lohn!“

Und wenn die Mannschaften des Abends in ihren Stuben saßen und stikten und pukten und die Gewehre reinigten, da war es Karl Ferdinand Traugott Wurmbeißer, der über des Tages Last und Mühsal weghalf, der ein lustig Liedel anstimmte, einen Mummenschanz veranstaltete oder ein paar Taschenspielerkunststücke zeigte und sogar aller Ecken und Enden einen Streit schlichtete und hier und da den Schiedsrichter spielte. Er wurde der gute Geist der Kompanie und war bei allen, Rekruten und alten Mannschaften, gern gesehen.

Besonders gern hatte ihn sein Hauptmann Langheld, der schon längst gemerkt, welch günstigen Einfluß der Barbier auf die Mannschaften ausübte.

So wäre das Soldatenleben für Rekrut Wurmbeißer wirklich ein Dorado gewesen, wenn es beim Militär etwas nicht gegeben hätte, was sich nun in der Tat bei keinem Militär der Welt vermeiden läßt: das Schießen!

Kurz gesagt: Karl Ferdinand Traugott Wurmbeißer aus Oberfiedelbach war ein schlechter Schütze, war ein hunds miserabler Schütze, und jeder Dorfsjunge traf mit einem Stein eher einen Apfel vom Baum, als Wurmbeißer mit seinem Gewehr ein Scheimentor.

Das betrübte ihn nun anfangs sehr, aber als der Hauptmann, der alle möglichen Versuche mit ihm angestellt hatte, erklärte: „Er kann es nicht, er hat keine Begabung zum Schießen trotz seiner sonstigen vorzüglichen militärischen Eigenschaften!“ da gab er sich endlich auch zufrieden und sagte zu den Kameraden: „Hat auch sein Gutes, daß ich nicht treffe. Da hab' ich, falls mal Krieg wird, kein Menschenleben auf dem Gewissen!“

in nachher sog. raschiguan... und so...
und so... und so... und so...
und so... und so... und so...

Und es wurde Krieg. In den Straßen und in den
großen Städten an den Anschlagäulen und auf dem Dorfe beim
Schulzen hingen eines Abends große weiße Zettel. Da stand
in fetten Lettern oben drüber:

Mobilmachung.

1. Mobilmachungstag ... 2. August.

2. Mobilmachungstag ... 3. August.

und so weiter die ersten fünf Mobilmachungstage.

Was steht ihr Leute und klopft den Zettel an?!

Ja, ja, glaubt's nur, das ist Krieg! — Nun ist er mit einem
Male gekommen, der finstere, ernste Geißel! Für die, die den
Lauf der Welt mit offenen Augen verfolgten, ja längst erwartet.

Und nun hab ein eifrig Treiben an in deutschen Gauen.
Alles, alles hatte die Hände voll zu tun.

Der Pfarrer stand Tag und Nacht im Gotteshaus, um schnell
noch zu trauern, was sich verlobt hatte durch Spruch und Klingeln,
Männlein und Weiblein eilten und kauften ihren Jungens, wenn
sie sie noch erreichen konnten, ein Päcklein oder ein Stück Geld,
oder einen Segen und einen Kuß mit auf den Weg zu geben.

Und die, die kein Liebes mit im Heere hatten, saßen von Stund
an und nähten und strickten für die braven Jungen draußen
im Feld. Es war eine große, eine heilige Zeit!

Und in Oberfiedelbach machte sich gleich der alte Magister
Fridolin Scherer auf, schloß den großen kirchholzenen Sekretär
auf, entnahm ihm seine Sonntagsperücke und zehn harte Taler,
eine kleine hübsche Tabakspfeife und ein kleines, französisches
Wörterbuch, uralt, und aus der Mutter Strickkorb raubte er ein
paar neue, wollene Socken, die Frau Magister erst gestern für
ihn fertiggestrickt hatte, und lief nach der Stadt.

Er war just nicht der einzige, der am Kasernentor stand und
wartete, bis für die Besucher ein knappes Stündlein geöffnet
wurde. Und als er drin stand in Stube neun der zwölften Kom-
pagnie, da drückte er dem Rekruten Wurmbeißer die Hand und
sagte mit zitternder Stimme: „Leb' wohl, Karl! Bist allzeit, gerad
wie dein Vater selig, ein braver Bursch gewesen, und bleib' es
auch im Kriege. Vergiß nicht, wenn du als Sieger in ein frem-
des Dorf kommst, daß du kämpfst, aber nicht gegen Weiblein und
Kinder und ehrbare Leute im schlichten Bürgerwams. Und wenn
dich eine Kugel trifft und du abscheiden mußt, vergiß nicht, dein-
en guten Vater und auch Mariele, dein Mütterlein, vom alten
Fridolin Scherer zu grüßen. Er käme auch bald.“

Und nun wandte sich der gute Alte ab, denn zwei große
Tränen rollten ihm über die Wangen, die mageren, und er drückte
seinem Schul- und Gänsebub von ehemals beide Hände und ging
und ließ absichtlich das Päcklein liegen, darinnen sich die guten
Sachen aus dem kirchholzenen Sekretär befanden.

Und Wurmbeißer begleitete ihn bis an das Kasernentor und
sagte: „Bester Herr Magister, Sie glauben nicht, was ich für
eine Freund' hab, daß ich Ihr Angesicht, Ihr gutes, noch einmal
geseh'! Nun geh' ich noch einmal so gern in den Krieg. Bloß
eins tut mir in der Seele weh, nämlich, daß ich droben Euren
Gruß an meinen Vater und Mutter nicht ausrichten kann, dies-
mal noch nicht, denn ich bleib' trotz Krieg und Franzos noch ein
paar Jährchen hier drunten, Herr Magister. 's ist doch allweil
gar so schön auf Erden! Und grüßen Sie mir den Schulzen recht
herzlich, und wenn Sie mir eine rechte Freund' machen wollen,
so gehen Sie ab und zu mal nach Dürnhäusen, wo im Häufel
des Moser-Schmiedes Frau Mertel, das uralte Mütterchen meines
Freundes Leberecht, wohnt und schauen Sie mal mit nach dem
Rechten! Ein Gotteslohn ist's, was Sie sich dabei verdienen.“

Und dann ging's in großen Schritten wieder hinauf in die
Mannschaftsstube, denn in zwei Stunden sollte das Regiment
ausrücken. Und so eilig hatte es der Rekrut Wurmbeißer, daß er
auf der Treppe seinen Hauptmann anrannte.

„Na, na, Wurmbeißer!“ Und der Hauptmann blickte in das
überfröhliche Gesicht und in die strahlenden Augen seines klein-
sten Rekruten. „Nun, keine Angst vorm Krieg?“

„Nein, Herr Hauptmann.“

„Es ist aber leicht möglich, daß Sie nicht wieder kommen,
Freundchen. Im Kriege schießt man nicht mit Plakpatronen.“
Und er machte sich noch einen Spaß und sagte: „Ich denke
eben dran, Wurmbeißer. Da Sie mit Ihrem Gewehre doch
keinen treffen, werde ich Sie zurücklassen. Wir brauchen Leute
für das Garnison-Wachtkommando.“

Da stand dem kleinen Rekruten die helle Angst auf dem Ge-
sichte geschrieben und er stotterte: „Herr Hauptmann, aber die
Schand werden mir der Herr Hauptmann doch nicht antun?!
Ich bin doch allweil ein braver Soldat gewesen, hätt' ich gemeint,
und wenn ich auch keinen treff' mit der Kugel, aber, Herr Haupt-
mann, man kann doch auch — ich meine — die Franzosen kommen
doch auch so nahe, daß man sowieso nicht schießen kann, — na,
da werde ich schon meinen Mann stellen!“

hing, schloß... und so...
und so... und so... und so...
und so... und so... und so...

Und er glühte vor Kampfeslust und Begeisterung, und der
Hauptmann schmunzelte und sagte: „Weißt schon, weiß schon,
Wurmbeißer. Und Sie müssen mit. Solche Leute, wie Sie
einer sind, hat der König noch keinen zu Haus gelassen!“
(Schluß folgt.)

Plusbrechen der Früchte bei überreichem Behang.

Stolz und Freude schwellt das Herz des Gartenfreundes, wenn
er im Frühjahr bei der Besichtigung seiner Obstanlagen die
mit Knospen und Blüten strotzenden Obstbäume betrachtet. Seine
ästhetischen Gefühle paaren sich mit den praktischen. Im Geist
berechnet er sich schon den möglichen Gewinn, den er aus den Er-
trägen einer so viel versprechenden Kultur unter Umständen heraus-
ziehen kann. Doch es wäre nicht gut, wenn jede Blüte zur reifenden
Frucht würde. Dies könnte nur auf Kosten des Baumes und der
Früchte geschehen. Früchte, die zu zahlreich am Baume hängen,
bleiben immer klein; aber ein Zentner großer ausgewachsener
Früchte ist mehr wert als zwei Zentner kleiner Früchte. Wir
nehmen daher einen Teil der Früchte weg und der dadurch ge-
wonnene Nahrungsüberschuß wird den überbleibenden zugute
kommen, und diese werden um so größer und schöner werden.
Durch das Auslichten werden auch die Zweige mehr gesont,
und es können sich die Fruchtknospen für das nächste Jahr besser
ausbilden. Durch richtiges Beschneiden verhüten wir sowieso
schon einen übermäßigen, den Baum erschöpfenden Ansaß.

Die Blüte der Obstbäume ist aber oft eine so reichliche, daß
auch nicht der zehnte Teil der Blüte zur Ausbildung gelangen darf.
Doch die Natur hilft sich auch hier zum Teil schon von selbst durch
selbsttätiges Auslichten. Sind die meisten der Blütenblätter ge-
fallen, so lassen sich schon an den Fruchtbüscheln einige Früchte
erkennen, die besser entwickelt sind als die übrigen; die zurück-
bleibenden schlechter entwickelten Fruchtknospen fallen bald ab, da
sie unbefruchtet blieben. Man darf daher nie zu früh mit dem
Auslichten beginnen. Erst wenn die Früchte etwa die Größe von
Haselnüssen erhalten haben, beginnen wir mit dem Auslichten
derjenigen Früchte, die in der Entwicklung etwas zurückgeblieben
oder verkrüppelt sind. Dieses Auslichten der Früchte darf jedoch
je nach dem Umfange des Baumes nicht auf einmal erfolgen,
sondern in Zeitabschnitten von 14 zu 14 Tagen. Die einzelnen
Früchte ziehen eine Menge Nahrung an sich, und ein plötzliches
Auslichten einer größeren Menge Früchte kann eine Störung
zur Folge haben. Beim allmählichen Auslichten nehmen die
verbleibenden Früchte die Nahrung mit auf und entwickeln sich
zusehends. Im allgemeinen rechnet man bei dem Spalierobstbau
auf den laufenden Meter Spalierarm 15 kleine, 10 mittlere oder
5 große Früchte. Ist der Fruchtanatz nicht übermäßig stark, so
werden nur die beschädigten und verkrüppelten Früchte entfernt.
E. Fuchs.

Zeitvertreib

Die Zitrone als Elektrizitätsquelle.

Um elektrischen Strom zu erzeugen, stellt man große Maschinen auf
— wir werden zeigen, daß es auch viel einfacher geht! Zu diesem Zweck

brauchen wir weiter nichts als eine
Zitrone, die wir in der Mitte aus-
einander schneiden. Die eine Hälfte
legen wir auf den Tisch, oder wir
bringen sie, damit auch ja kein Zwei-
fel über die Richtigkeit unserer Be-
hauptungen auftauchen kann, auf eine
„isolierende“ Unterlage. Wir legen
sie also z. B., wie dies in unserer Ab-
bildung dargestellt ist, auf den Rand
eines Sektglases. Dann brauchen wir
weiter nichts als noch ein Stückchen
Kupferblech und ein Stückchen Zink-
blech, die wir beide, das eine in der
Nähe des einen, das andere in der
Nähe des anderen Randes in den weichen
inneren Teil der Zitrone hinein-
stecken. Damit ist unsere galvanische
Batterie fertig, aus der wir nun tat-
sächlich elektrischen Strom entnehmen
können. So ohne weiteres wird uns
nun aber wohl niemand glauben, daß
hier Elektrizität entstanden ist, und
so bleibt uns nichts anderes übrig,
als den Beweis dafür in irgendeiner
Weise zu führen. Am einfachsten läßt sich dies bewerkstelligen, indem wir
sowohl am Kupfer- wie am Zinkstab einen metallenen Draht befestigen,
der mit Seide umspunnen ist, also einen gewöhnlichen Leitungsdraht, wie



der mit Seide umspunnen ist, also einen gewöhnlichen Leitungsdraht, wie

...wie man im hohen elektrischen Metallgefäß leben. Die beiden ersten Gefäße werden durch Wasser mit einem Wasser von der italienischen Umhüllung befeuchtet und die blank aufgetragene Kupferfläche des kleinen Kabels wird fest um das in der Zitrone stehende Kupfer- bzw. Zinkstück herumgewickelt. Nehmen wir nun die beiden anderen blank gemachten Enden des Leitungsdrahtes und legen wir das eine über, das andere unter unsere Zunge, so werden wir alsbald einen sauren Geschmack verspüren, der stets auftritt, wenn elektrische Ströme durch den Mund hindurchgehen. Ziehen wir den Zink- oder den Kupferstreifen aus der Zitrone heraus, so hört dieser Geschmack sofort auf — ein Beweis, daß der Strom zu fließen aufhört, sobald die Leitung in unserem galvanischen Element unterbrochen ist. Stecken wir den herausgezogenen Pol wieder hinein, so spüren wir zunächst einen leichten elektrischen Schlag auf der Zunge und dann den uns schon bekannten sauren Geschmack. Ver-einigen wir die beiden blanken Enden des Leitungsdrahtes und legen wir sie über einen feinen Kompaß mit leicht spielender Nadel, so werden wir unter Umständen sogar erkennen, daß diese abgelenkt wird — wieder ein Beweis, daß aus der Zitrone ein elektrischer Strom durch den Draht hindurchfließt. In der Tat sind auch hier alle Bedingungen zur Entstehung eines solchen Stromes gegeben. Schon der italienische Physiker Volta (1745—1827) bemerkte, daß es zur Erzeugung eines derartigen Stromes genügt, zwischen zwei Blättchen aus verschiedenen Metallen ein Stück angefeuchtetes Tuch zu legen. Ein elektrischer Strom entsteht in der Tat stets dann, wenn zwei verschiedenartige Metalle in eine Flüssigkeit eintauchen. Dies ist bei der so reichlichen Mengen von Flüssigkeit enthaltenden Zitrone der Fall, und darum darf es uns nicht wundern, wenn auch hier ein zwar schwacher, aber, wie wir gesehen haben, deutlich nachweisbarer Strom durch den Draht hindurchzufließen beginnt.



Italienische Truppen: Offiziere und Mannschaften der Alpenjäger in graugrüner Felduniform.

...„Ich, mein Vater“, meinte der unbekannte Gastmann, „wie haben Sie es dahin möglich gemacht, sich mit den Bewohnern der verschiedenen Länder zu verständigen?“ — „O, das geschieht sehr leicht und schnell — am Klavier“, meinte der Künstler mit ironischem Lächeln. W. M.

Gemeinnütziges

Kirschencreme. 200 Gramm Weichseleirichen werden durch ein feines Sieb getrieben und einige ausgeschlagene Kerne, ganz fein gehackt, dazu getan. 10 Eigelb werden mit 80 Gramm Zucker und etwas Zimt gerührt, $\frac{1}{2}$ Liter Weißwein und $\frac{1}{4}$ Liter Madeira darunter gemischt, dazu die durchgetriebenen Kirschen. — Nun wird die Masse auf dem Feuer geschlagen, bis sie steif wird, doch darf sie nicht kochen.

Wellenfittiche können im Käfig zur Fortpflanzung gebracht werden. Der Zuchtbauer muß eine Länge von 75 cm, eine Tiefe von 40 Zentimeter und eine Höhe von 65 Zentimeter besitzen. Ein solcher Käfig genügt für zwei Pärchen.

Während der Ertragszeit der Stachelbeeren haben wir die beste Gelegenheit, die Sträucher besonders anzuzeichnen, die für die Vermehrung durch Ableger in Frage kommen und ebenso solche, die wegen schlechten Tragens oder Neigung zur Mehltau-erkrankung entfernt werden sollen. Man sollte dieses nicht veräußen.

Selbstzubereitete Gurkencreme als Hautmittel gegen Sonnenbrand. Wenn die Damen aus der Sommerfrische heimkehren, so verfügen sie durch den ausgedehnten Aufenthalt in freier Luft und in Sonne über einen mehr oder minder ausgeprägten Indianerteint, der anfänglich Spaß macht, aber doch bald als färbend empfunden wird, wenn er sich in ein wenig schönes Weiß verwandelt und nur sehr, sehr langsam weichen will. Gegen diesen Teintfehler infolge Sonnenbrand steht von alters her die Gurkencreme als vorzügliches Mittel in gutem Rufe. Man kann dieses Schönheitsmittel, das die Haut nicht nur weiß und durchsichtig, sondern auch sehr weich macht, leicht selbst bereiten. Die geeignete Zeit hierfür ist die, in der man die beliebtesten Senggurken einlegt, weil man dann das viel Schleim und Saft enthaltende Kerngehäuse der Gurken, das für Senggurken ausschlagend wird, leicht und ohne Kosten beschaffen kann. Diesen Gurkensaft preßt man durch ein Mulltuch, kocht ihn in einer Porzellantasse im Wasserbade auf und vermischt ihn zur Hälfte mit chemisch reinem Glycerin. Auf 50 Gramm Gurkensaft und 25 Gramm Glycerin gibt man eine Messerspitze Kaiserborax, den Saft einer halben Zitrone und 20 Tropfen Benzoeintur. Nachdem man die Mischung noch ein Weilchen im Wasserbad auf dem Siedepunkt erhalten und fleißig verrührt hat, füllt man die verfehlte Masse in kleine Glas- oder Porzellantassen, die man mit Blase zubindet und kühl und trocken aufbewahrt. Abends vor dem Schlafengehen und nach jedesmaligem Waschen des Gesichts und der Hände verreibt man ein wenig von der Creme auf der Hand, ohne diese vorher abzutrocknen. M. R. Sch.

Auflösung.

C	O	M	O
O	D	O	L
M	O	R	A
O	L	A	F

Zahlenrätsel.

1 2 3 4 5 6 7. Eine italienische Stadt.
2 3 1 4 6. Ein Mineral.
3 4 6 7 5 4. Ein Wädchennamen.
4 6 6 1. Nebenfluß der Donau.
5 7 1 4. Eine Blume.
6 4 1 1 4 3. Eine Pflanze.
7 5 3 4 2 6 1. Stadt in Frankreich.
Die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ergeben 1—7. Ernst Bly.

Sonett.

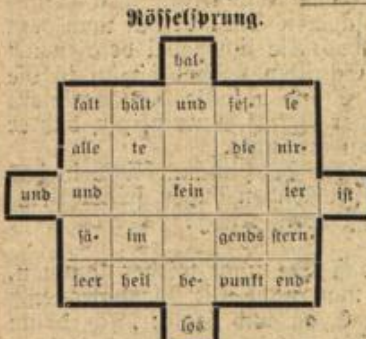
Beim Händler bin ich oft gefüllt:
Es zieht mich nach des Tages Lauf,
Nach Weiß und Rotet gerne auf.
Die Kirschen schmecken sich nach mir,
Erschöpfte Kraft gewährt ich ihr.
Die Kraftmaschine schließt ich ein,
Nun, sage mir, wer mag ich sein!
Julius Fald.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Logograph: Fuchs-Luchs. — Des Bilderrätsels: Der Alte Kat, der Augen Tal. — Der Männer Gut, war allzeit gut.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.



Näselprung.

Gustav Richter.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Unsere Bilder

Vom Ziegelaarbeiter zum Leutnant. Der Ziegelaarbeiter August Bergmann aus Detmold ist, in Anerkennung seiner hervorragenden Kriegsdienste, zum Leutnant befördert worden.

Professor Hermann Knackfuss, bedeutender Maler und Rittmeister der Landwehrtavallerie, hatte sich trotz seiner 66 Jahre dem Vaterland zur Verfügung gestellt; er zog sich im Heeresdienst ein Leiden zu, dem er Mitte Mai erlag. Der Verstorbene gehörte seit 1880 dem Lehrkörper der Kunstakademie Kassel an und hat sich durch zahlreiche Gemälde, sowie durch seine kunsthistorische Tätigkeit einen Namen gemacht. Er hatte bereits am Feldzug 1870 teilgenommen. Weit bekannt ist seine Allegorie „Völker Europas, wahret eure heiligsten Güter!“ die er nach Entwürfen des Deutschen Kaisers schuf.

Allerlei

Heimgesucht. Ein verarmter Lebemann speist aus Sparankleitsrück-sichten in einer ganz obstrukten Kneipe und erkennt in dem ihn bedienenden Kellner einen alten Bekannten. — „Was“, ruft er aus, „Sie sind hier Kellner?“ — „Jawohl“, antwortet dieser, „aber ich speise wo anders!“

Am Samstag gab es Zensuren. Onkel August kam auf Besuch und inspizierte das Zeugnis des kleinen Otto. „Ei, ei, mein Sohn“, sagt der Onkel und seine Stirn kräuselt sich, „hier steht ja bemerkt, daß du im vorigen Semester dreimal halbes nachhaken müßtest!“ — „Ja“ — so fügt der alte Herr mit jener glücklichen Abtreibung hinzu, welche die vorgerückten Jahre so gut kleidet. — „Ich habe in meiner Jugend niemals nachhaken brauchen!“ Der kleine Otto, dieser hoffnungsvolle Exreathener, sieht seinen Onkel eine Weile erstarrt an, dann lachelt er pfiffig und erwidert: „Dann hat wohl einer Lehrer — immer gleich gehauen?“

Der farfällische Rubinstein. Nichts war dem berühmten Klavier-virtuosen Rubinstein verhaßter, als von neugierigen noch ihm meist unbekanntem Leuten angesprochen zu werden. Der Künstler war von Haus aus sehr schweigsam veranlagt und wer ihn zu unrechter Zeit belästigte, der konnte einer recht derben Antwort gewärtig sein. Es war auf einer seiner Kunstreisen in London, daß ein die Welt bereisender Engländer den Künstler in ein Gespräch zog, dem Rubinstein nur widerwärtig folgte. „Welche Länder haben Sie auf Ihren Konzertreisen gesehen?“ fragte der Engländer. — „Ich habe wiederholt ganz Europa bereist.“ — „So! Waren Sie auch in Norwegen?“ — „Jawohl!“ — „Und auch in Spanien?“ — „Jawohl!“ — „Auch in der Türkei?“ — „Gewiß“, sagte Rubinstein ärger-